

Vier Konjunktive und ein Indikativ über Martin Disteli und Jeremias Gotthelf : fünf ungebildete Kalenderblätter

Autor(en): **Knellwolf, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **53 (1995)**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vier Konjunktive und ein Indikativ über Martin Disteli und Jeremias Gotthelf

Fünf unbedruckte Kalenderblätter

Vorbemerkung für Grammatiker

Er hätte wohl, wenn er aussähe, wie ein spitzentanzender Stüffel ausgesehen, ein Heuschreck, der Konjunktiv, als er sich aufmachte, vier hohle Eier in Papier zu wickeln, während dem Indikativ, platschplatsch hier bin ich, ein positivistischer Frosch entsprochen hätte, der so tut, als wäre er allein auf der Welt.

Jedoch, wer könnte behaupten, er wisse, ob sie überhaupt aussehen, der Konjunktiv und der Indikativ, und ob, falls doch und sicher fabelhaft, der Konjunktiv nicht dem Citoyen Disteli gleiche, der sich in der Gestalt eines Feldhauptmanns bei Dornach selbst fast zum tanzenden Heuschreck stilisierte, der Indikativ hingegen seiner bald schon zu einer gewissen Leibesfülle neigenden Wohlehrwürden, dem Herrn Pfarrer Bitzium.

Weil freilich der Konjunktiv nichts wäre ohne die Schwerkraft des Indikativs, und der Indikativ nichts ohne die durchsichtigen Flügel des Konjunktivs, so dürfte es nicht unangemessen sein, von Martin Disteli und Jeremias Gotthelf zuerst viermal im Konjunktiv und dann einmal und abschliessend im Indikativ zu handeln.

Blatt 1: Der erste Konjunktiv. In Weimar, Frühjahr 1822.

Es hätte ja sein können; immerhin wäre es möglich gewesen. Denn dass der Student Albert Bitzium aus Utzenstorf im Kanton Bern dort war, ist verbürgt. Und ausgeschlossen wäre es keineswegs, dass auch der Student Martin Disteli aus Olten im Kanton Solothurn auf dem Weg von Freiburg im

Breisgau nach Jena in Weimar vorbeikam. Es müsste ungefähr der März 1822 gewesen sein, denn am 2. April schreibt Bitzium seiner Halbschwester Marie nach Utzenstorf eine Epistel aus Dresden, und am 2. Mai immatrikuliert sich Disteli in Jena.

Es wäre also denkbar, dass sie einander getroffen hätten, Disteli mehr auf der Suche nach Schillers Grab als Goethes Haus, Bitzium ebenso, jedoch seines brieflichen Versprechens eingedenk, für Gritli Studer nebst dem Stück einer Baumrinde von Schillers Grab auch ein Steinchen von Goethes Haus mit heim zu bringen.

Wo wären sie aufeinander gestossen? Dort, wo eben in dieser kleinen Residenz alle Wege zusammengelaufen sein werden, und das kann kaum vor Herders Stadtkirche oder Schillers Grab, auch nicht vor dem grossherzoglichen Schloss, sondern halt doch eigentlich nur vor Goethes Haus am Frauenplan gewesen sein.

Dass die zwei staunend davor gestanden hätten und schwärmend miteinander ins Gespräch gekommen wären, ist bei bekannter Lage der Sympathien so gut wie ausgeschlossen. Aber sollte die Speisewirtschaft und Bierkneipe, wenn man, Front zu ihm, Goethes Haus gegenüber steht, gleich linkerhand am Frauenplan, dazumal nicht schon dort gewesen sein?

Hier könnte Disteli gegessen haben, sich vor überraschend spriessenden Gefühlen der Erhabenheit hinter einem profanen Humpen Bier verchanzend; hier hätte Bitzium sich möglicherweise an den Nebentisch gesetzt, um die aufkommende Lust zu schnöden Bemerkungen mit einem ebensolchen hinunterzuspülen.

«Noch ein Bier», hätte Disteli, wie ja anzunehmen ist vom langen Mar-

schieren durstig, gerufen, und Bitzium dürfte sogleich die Ohren gespitzt und den nahezu heimischen Akzent herausgehört haben, hätte seinen Humpen genommen und sich an des in einen lausigen Flaus gewandeten Landsmanns Tisch gesetzt.

«Ou Schwizzer?» könnte er gefragt haben, wobei es eher eine Feststellung als eine Frage gewesen sein müsste. Disteli hätte genickt und gesagt: «Disteli, Jurist aus Olten, auf dem Weg von Freiburg nach Jena.» Bitzium darauf: «Bitzium, Theolog aus Utzenstorf, auf dem Weg von Göttingen heim.» Und: «Soso, nach Jena willst», hätte vermutlich Bitzium weiter zu Disteli gesagt. Und Disteli hätte geantwortet: «Die interessanteste Universität weit und breit. Der Augenstern freiheitlicher Burschenschaft.»

Worauf Bitzium mit dem linken Daumen auf Goethes Haus gezeigt und bemerkt hätte: «Und unter den Augensternen von dessen dort drüben Polizei und Spitzeln. Nimm dich in acht.» «Du magst ihn auch nicht?» wäre Distelis konsequente Frage darauf gewesen, gefolgt vom gepresst gesprochenen Nachsatz: «Ich hasse den Kerl.» Bitzium jedoch müsste seiner Art entsprechend darauf gelacht und gesagt haben: «Hassen, den alten Bock, der sich wie weiland David junge Mädchen ins Bett holt, damit ihm nicht kalt wird? Warum nicht gar.»

Worauf Disteli: «Schaut von oben herab aufs Volk, leckt den Fürsten die Schuhe. Ein Preat gehörte ihm dafür gesungen.» Und Bitzium: «Gewiss, fleissig nach oben gestrebt hat er immer. Und vergessen, dass in der plebejischen Erde mehr Schätze vergraben sind als in den Wolken des Olymp.»

So etwa mag es getönt haben, beim Bier linksab von Goethes Haus am

Frauenplan in Weimar. Und wenn's so gewesen wäre, hätten Disteli und Bitzcius vielleicht herausbekommen, dass sie beide ja schliesslich Zofinger seien und hätten Brüderschaft getrunken und im Weiterbechern sich unter Umständen nebelhaft daran erinnert, dass sie einander doch schon einmal, in Solothurn nämlich und vor einer halben Ewigkeit, gesehen hätten, als Disteli, vierjährig, in seines Vaters, des Seidenfabrikanten Begleitung, und Bitzcius, schon neun und in Begleitung der Mutter, um Hosenträger zu kaufen, den Herbstmarkt besuchten. Der kleine Disteli habe damals doch, wäre den beiden dunkel gewesen, den grössem Bitzcius im Gewühl des Markts gegen das Schienbein getreten, worauf der grössere Bitzcius zum kleinern Disteli «Du roter Fuchs» gesagt und Disteli «Du Emmenfrosch» zurückgerufen habe.

Beide hätten sie jetzt sicher darüber gelacht, und Disteli hätte schnell ein Büchlein samt Bleistift aus dem Ranzen gezogen und den Confrater konterfeit. Dann hätten sie noch einen letzten Humpen getrunken, und «Gehab dich wohl» hätte Disteli zu Bitzcius gesagt und wäre nach Jena losmarschiert, und «Ebenfalls und auf Wiedersehen daheim» hätte Bitzcius zurückgerufen und sich auf die Socken Richtung Weissenfels und Leipzig gemacht.

Und hätten einander nicht mehr gesehen bis anno dreiunddreissig bei den Baselbieter Unruhen, wo sie einander möglicherweise, der eine als Grossmajor der Solothurner Truppen, der andere als Feldprediger des Berner Kontingents, in Liestal beispielsweise, im Restaurant zur Freiheit des Generals Buser zum Exempel, abermals über den Weg gelaufen wären. Aber lassen wir das für heute.

Blatt 2: Der zweite Konjunktiv. Zwischen Solothurn und Kappel, Herbst 1834.

Wäre Dr. Gottfried Wälchli, Vorsteher des Progymnasiums in Olten und

weiland mein Lehrer in Kalligraphie, Stenographie und Spitzer Schrift, kein Religionsverächter gewesen, hätte er der Kirchenmalerei Martin Distelis möglicherweise mehr Aufmerksamkeit gewidmet und sie höher zu schätzen gewusst und hätte in seiner Biographie nicht geschrieben, was seither alle abschreiben, der Maler habe nur um des blossen Geldverdienens willen solcherlei Aufträge ausgeführt.

Ein Vergleich nämlich von Distelis Kreuzabnahme, 1834, in der Kirche von Kappel im Gäu mit der daneben hangenden Heiligen Familie von Paul von Deschwanden, 1866, müsste jedem die Spannung und Kraft von Distelis Bild vor Augen führen.

Im Dorf gehe die Sage, mit dem Bild sei etwas nicht richtig, es sei «verkehrt gemalt» und nicht das Original; dieses hänge in Rom, sagte mir übrigens der Pfarrer von Kappel am Telefon.

Gemeint ist wahrscheinlich, Disteli habe sich an ein in Rom befindliches Vorbild angelehnt, dabei aber einiges geändert, eben «verkehrt gemalt»; wie er sich offensichtlich für das Oltner Jüngste Gericht bei Peter von Cornelius Anleihen geholt hat.

Vorbilder mag er gehabt haben; zu finden, wen, überlasse ich den Kunsthistorikern.

Aber: Drei Gesichter könnten einem schon auffallen in diesem Bild, Gesichter, die kaum römische Ahnen haben, und es erstaunte mich nicht, wenn es Portraits von Zeitgenossen wären. Geht nur hin und schaut sie euch an. Der Alte oben rechts, mit der Zipfelmütze wie ein Wirt oder Negoziant aus der biedermeierlichen Provinz, der sich über den Kreuzbalken beugt, als wär's ein Ladentisch, vermöchte durchaus der schon genannte General Buser zu sein. Dann träfe Gotthelfs Bemerkung wörtlich zu, dass ohne Disteli «seines Bleibens auf Erden nicht mehr sei.»

Unter diesem Alten ein Junger mit dünnem Bart, der den Leib des Hingerichteten mit seinen Armen auffängt. Wie wär's, wenn Disteli, als er im Herbst 1834 in der Kaserne von Solo-

thurn dabei war, das Bild fertig zu malen und einen Kopf für den einen Jünger suchte, sich seiner Begegnung in Weimar erinnert hätte und der Zeichnung, die er von Bitzcius so fix unterm Biertrinken angefertigt hatte? Um so eher, als er ja gehört haben muss, der Theologe Bitzcius habe beim Sturz des Aristokratenregiments in der Stadt Bern von dreissig auf einunddreissig eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Und der vis-a-vis, das Gesicht halb verdeckt vom Arm, der sich nach dem Gekreuzigten streckt, das wäre dann der Maler selbst.

Nehmen wir an, so sei es gewesen, und das Bild sei endlich fertig und von Solothurn nach Kappel verfrachtet worden. Es muss Herbst gewesen sein, die Zeit der Jagd. Nehmen wir darum ferner an, der Pfarrer Bitzcius, noch nicht auf den Geschmack am Romaneschreiben gekommen und in der Gefahr, zu versauern in seinem Emental, habe einmal wieder jagen wollen, folglich beim Oberamtman in Wangen an der Aare ein Patent gelöst und sich gerade auf der Pirsch befunden zwischen Oberbipp und Niederbipp. Da sei ihm ein Wäglein begegnet und vornean hoch zu Ross, wie sich's gehört für einen Freischärlermajor im Ruhestand, der Disteli. «Zum Teufel, Herr Pfarrer, was sucht Ihr hier, und noch dazu mit einer Flinte?»

«Zum Kuckuck, Herr Major, wollt Ihr schon wieder in den Krieg?»

So hätte erst der eine, dann der andere gerufen. Und wie ein Wort das andere gegeben, wäre Disteli vom Ross gestiegen, und der Jäger und der Maler hätten sich in der Dürrmühle in Niederbipp, im Wirtshaus zur Sonne, zu einem nachmittäglichen Schoppen gesetzt; der Fuhrmann hinter ihnen auch, Pferd und Wäglein draussen angebunden.

«Grüss Gott, Ihr Herren», hätte die Wirtin gerufen, als sie eingetreten wären.

Dort hätte dann ein Wort das andere gegeben, und als bezahlt gewesen wäre – der Pfarrer hätte den Major im Wissen um dessen prekäre pekuniäre Verhältnisse frei gehalten – hätte Disteli

ein Gesicht gezogen und gefragt, ob er, der Pfarrer, wisse, wen er, Disteli, auf dem Wagen dort draussen mit sich führe.

«Wen denn?» wäre der Pfarrer nicht umhin gekommen, zu fragen. Worauf der Maler: «Kommt und schaut» gesagt und draussen das Bild enthüllt hätte, das verschnürt auf dem Wäglein gelegen, und der Pfarrer hätte im herbstlichen Licht sich selbst erblickt, nebst Gekreuzigtem, Maler und General plus Nebenpersonal, in Öl und zwölf Jahre jünger.

«Wir holen ihn gemeinsam herunter», hätte der Maler gesagt und auf den Gekreuzigten gezeigt. «Er gehört zu den Leuten.» Ob's nicht das gewesen sei, was er, Bitzius, gemeint habe in Weimar, als er den Daumen gehoben habe gegen den feinen Herrn drüben am Frauenplan und gesagt, in der lehmi-gen Erde seien die richtigen Schätze vergraben?

«Ja, und man muss sich danach bücken wie nach den Runkeln und Erdäpfeln», wäre des Pfarrers Bitzius Antwort gewesen, «und den Dreck davon kratzen.»

Dann hätten sie einander die Hand gegeben und «Wenn ihr einmal in der Gegend von Lützelflüh seid, schaut herein», hätte der Pfarrer gesagt, und «Ihr auch, wenn Ihr nach Solothurn kommt», der Maler. Und «Auf Wiedersehen, Ihr Herren», hätte die Wirtin ihnen durchs offene Fenster nachgerufen, sich sogleich umgedreht und in die Gaststube hinein ihren Mann gefragt: «Du Jakob, wer sind die zwei komischen Käuze?»

Blatt 3: Der dritte Konjunktiv. Auf der neuen Bechburg, wie- derum Herbst, diesmal 1838.

Schon lange soll im Thal und im Gäu, aber auch in Niederbipp und bis nach Aarwangen hinüber und nach Wangen hinauf die Sage gegangen sein, nächtl-icherweile, vornehmlich bei Neu-
mond, begegne einsamen Wanderern in der äusseren Klus ein feuriger Mann, der den Kopf unter dem linken

Arm trage wie weiland St. Urs und Victor, als sie aus der Aare stiegen, und der Mund an dem abgeschlagenen Kopf bewege sich und rede, nur habe bisher vor lauter Schreck keiner sagen können, was der Kopf zu ihm geredet habe. Und zwar seien es jedesmal, habe der Volksmund aus unabgeschla-
genen Köpfen geredet, ganz auserlesne Wanderer gewesen. Kein gemeiner Mann darunter, keine Frau aus dem Volk, sondern alles mehrbessere Leute, solche die obenaus sind oder obenaus wollen und gebildet lächeln über die untenaus.

Und weiter habe der Volksmund ge-
wusst, es handle sich bei dem feurigen Mann um keinen andern als den Untervogt Adam Zeltner aus der Schälismühle in Buchsiten, jenen Zeltner, dem, als dem hauptsächlichen Sprecher der Solothurner Bauern im unse-
ligen Bauernkrieg, am 2. Juli 1653 um sechs Uhr am Morgen nach dem Spruch des eidgenössischen Kriegsge-
richts, trotz Fürsprache des solothur-nischen Rats wie des französischen Ambassadors und ohngeachtet der kniefälligen Bitten seiner Ehefrau, als einem Aufwiegler und Hochverräter in Zofingen der Kopf abgeschlagen worden sei.

Der Zeltner nun sei doppelt heimge-
kehrt, dahin, wo er gewirkt. Erstens in die äussere Klus, woselbst er anno zweiunddreissig mit Philipp von Roll, Landvogt zu Bechburg, und Urs Brun-
ner, Landvogt zu Falkenstein, samt einer Handvoll Knechten und Bauern einen Zug Berner über den obern Hauenstein nach Mülhausen überfal-
len, neun davon getötet und achtund-zwanzig gefangen genommen habe.

Dann zweitens in die neue Bechburg selbst, wo er oft mit dem Vogt geses-
sen, sei der gut gewesen in Frieden, sei der leuteschinderisch gewesen im Streit. Dort habe er auch zu Lebzeiten noch einem habgierigen Vogt gedroht, wenn die gnädigen Herren ihrem Na-
men nicht gerechter würden, könnten die Bauern sich bewaffnen und erhe-
ben, und dann Gnade den gnädigen Herren der gnädige Gott. Der Vogt habe darüber gelacht, und kurz darauf sei die Feuersbrunst ausgebrochen.

Und seit besagter Zeltner also geköpft worden durch den ungnädigen Herrn General Werdmüller und seine auf Köpfe begierigen Henker, sei es nicht geheuer auf der Bechburg, und Zelt-
ner, den Kopf unter dem Arm, spuke dort, vornehmlich, wenn es hoch her-
gehe in Schloss und Hof und man die alte Aristokratenherrlichkeit aufleben lasse.

So sei er dem letzten Bechburger Land-
vogt, Leonz Victor Joseph Ubald von Roll, einem unbesorgt lebenslustigen Mann, gleichsam solodorensischen Belsazzar, während eines Gelages er-
schienen und habe gefragt, ob er ihm sagen könne, was es geschlagen habe.

Und nun also kaufte Johannes Rigger-
bach, Banquier aus Basel, das Schloss Neu-Bechburg im Jahr 1835.

Setzen wir voraus, er habe gehofft, durch seine sprichwörtlich baslerisch-konservativ-riggerbachisch-pietistisch-millionenschwere Christlichkeit sei dem Spuk von selbst ein Ende bereitet. Und hätte tatsächlich zuerst keinerlei Grund zu Beschwerden diesbezüglich gehabt.

Und setzen wir weiter voraus, er, die-
ser Riggerbach, reich und geizig wie alle besseren Basler, aber herzlich be-
sorgt um das Wohlergehen des gemei-
nen Volks, habe Wind bekommen von dem Buch eines emmentalischen Pfar-
rers, das heisse «Der Bauernspiegel» und sei von eminentem volkserziehe-
rischem Wert, habe jedoch den im-
mensen Vorzug, dass es den Reichen ihre Sache lasse; diesen vernünftigen Mann habe er kennen lernen wollen.

Und setzen wir drittens voraus, der-
selbe Riggerbach habe das Bedürfnis gehabt, sein neuerworbenes Schloss in seinem Bureau in Basel jederzeit bild-
lich vor sich zu sehen, und habe, wenn auch widerwillig wegen dessen allbe-
kannter plebejer politischer Gesin-
nung, aber nicht zuletzt aus geldlichen Überlegungen, weil Solothurn näm-
lich näher bei Oensingen liegt als Bas-
el, Martin Disteli damit beauftragt, die Bechburg zu zeichnen, damit auch insgeheim den boshafte Zweck ver-
folgend, sich an dem weiland Herrn Major der Freischärlertruppen un-
blutig zu rächen, da er selbst anno ein-

unddreissig als Major von der konservativen Basler Regierung beauftragt gewesen, das durch die Posamenterei mit der Stadt verbundene Reigoldswilertal von den revolutionären Feuerköpfen unter dem sogenannten General Buser zu befreien, wobei er zwar erfolgreich gewesen war, aber die schliessliche Niederlage der Stadt von dreiunddreissig nicht hatte verhindern können. Und, zweiter Zweck, wer wisse, hätte er überlegt, wozu einem der Disteli noch nützlich sein könne, der, mit seinen guten Beziehungen zum freisinnigen Regiment in Solothurn, jetzt, da man Schlossbesitzer in Oensingen sei.

Für den September, nach der Jahresversammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Bern, hätte Gotthelf seinen Besuch im Oensinger Schloss angesagt, und Disteli, vollauf beschäftigt gewesen mit dem ersten Jahrgang seines Schweizerischen Bilderkalenders, aber auf Einnahmen dringend angewiesen, hätte, widerwillig aber dennoch, auch nicht früher kommen können. Und so wären denn, zu des Schlossbesitzers Riggerbach nicht geringer Sorge, Disteli und Gotthelf einander in der Bechburg begegnet, zum erstenmal, sofern sie einander in Weimar und Liestal und auf der Strasse zwischen Oberbipp und Niederbipp verpasst gehabt haben sollten.

Disteli hätte vor dem Schloss gezeichnet, Gotthelf hätte in dem Schloss sich mit dessen Eigentümer unterhalten. Disteli hätte sich Zeltner erinnert, der hier ein und aus gegangen, dessen Geschichte er soeben für seinen Kalender aufs Papier gebracht, schon ein wenig zum Missfallen der neuen Herren in Solothurn, und hätte unter dem Zeichnen auf die baslerischen Geldsäcke geschimpft, die nun hier oben sässen, im Christentum altmodisch, im Geldmachen hingegen atemberaubend zeitgemäss. Und Gotthelf hätte gesprächsweise gemerkt, woher bei dem Herrn Riggerbach der philanthropische Wind wehe, und bei sich gedacht: Mich fingst du nicht, nach Höherem strebender Neoaristokrat und Monetenadliger, was du bist.

Aber falls dann bei einsetzender Dämmerung der Herr Riggerbach zu Tisch gebeten und Disteli und Gotthelf reichlich bewirtet hätte, da hätte Gotthelf gemerkt, wie seine Vorsicht beim zweiten Glas Wein in Gefahr geraten wäre, dahinzuschmelzen gleich dem Schnee im Frühling, und er hätte «obacht» zu sich selbst gesagt und gleichzeitig beobachtet, wie Disteli gesoffen und, immer stärker dem Charme des modernen Bankgeschäfts erliegend, sich gekuschelt hätte in die neukapitalistische Schlossherrlichkeit und von gleich zu gleich mit dem Riggerbach über die Hebung des Volkes durch Bildung und Sitte geredet, er, der inzwischen Oberstleutnant und der höchste Militär von Solothurn geworden. Und Gotthelf hätte gedacht: Schau an, da steht einer im Begriff, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Kommt davon, wenn man sich selbst die einzige Ordnung ist.

Und wie Gotthelf das gedacht, da hätte die Türe des Turms sich kreischend geöffnet, und heraus gekommen wäre zu der drei Männer nicht geringem Entsetzen, so dass ihnen der Bissen im Hals stecken geblieben und der Becher in der Hand erstarrt wäre, Adam Zeltner, der feurige Mann, den Kopf unter dem Arm. Und der Kopf hätte wie Donner geredet und gesagt: «Wollt nicht obenaus. Vergesst mir nicht den gemeinen Mann; denn bei ihm liegen die Weisheit und der Verstand». Und hätte es wiederholt als ein vielfach gebrochenes Echo in der Klus: «Vergesst mir nicht den gemeinen Mann.»

Vom Blitz gerührt hätten Riggerbach und Disteli am Tisch gesessen, während Gotthelf aufgestanden wäre, zu dem Zeltner gegangen, ihm den Arm um die kopflosen Schultern gelegt und gesagt hätte: Lass gut sein, lieber Freund. «Wer Ohren hat, zu hören, hat's gehört. Den andern hilft auch kein feuriger Mann.» Und hätte das Gespenst zur Tür hinaus komplimentiert, was dieses anstandslos mit sich hätte geschehen lassen.

Die Knie zittrig, wie ertappte Schulbuben wären die andern beiden dann auch aufgestanden, und Gotthelf hätte

«Adieu» gesagt und sich zu Fuss ins Dorf gemacht, um von da mit einem bestellten Wägelein noch nach Solothurn zu kommen, wo er bei Vetter Lindt, dem reformierten Stadtpfarrer dort, hätte nächtigen wollen, während Disteli im Schloss geblieben wäre, um morgen die Zeichnung zu vollenden, und der Herr Riggerbach, die Schlafmütze tief über die Ohren gezogen, sich unters Dachbett verkrochen hätte.

Blatt 4: Der vierte Konjunktiv. In Solothurn, im Februar 1842.

Diesmal wäre der Herbstmarkt mit seiner paradiesischen Fülle längst vorüber und auch die Jagd und die Weihnacht und das Neujahr, und stünde die Fasnacht schon vor der Tür, und die Bäume reckten sich als frierende Gerippe in die nasskalte Luft.

Frostig ginge es auch zu bei Jent und Gassmann, Druck und Verlag. In dem kleinen Bureau stünde Jent, Franz Ludwig, seit zwei Jahren Compagnon von Franz Joseph Amanthus Gassmann. Zusammen drucken sie das «Solothurner Blatt», haben zwei Jahre vorher Distelis Schützenzeitung zum eidgenössischen Freischiessen in Solothurn herausgebracht, im letzten den «Münchhausen» und ein Jahrbuch mit dem Namen «Alpina» mit Beiträgen Distelis und des inzwischen berühmten Jeremias Gotthelf. Und, seit 1839, den Schweizerischen Bilderkalender, den Disteli-Kalender.

Und nun hätte also Louis Jent dem herbestellten Disteli zu eröffnen, man ziehe es vor, von weitem Jahrgängen seines Kalenders Abstand zu nehmen, da vielerseits an demjenigen auf dieses Jahr 1842 bereits Anstand genommen worden sei. Zum Beispiel habe man in Obwalden den Kalender nicht nur verboten, sondern eine grössere Zahl davon öffentlich verbrannt. Auch habe der Bischof von Basel, seit noch nicht langem residierend in Solothurn und also fast ein Nachbar, sich unlänglich über das Druckerzeugnis geäussert. Er, Disteli, habe es mit der Verunglimp-

fung insonderheit der Geistlichkeit aber auch gar etwas bunt getrieben.

Disteli machte Bollaugen und begänne zu brüllen wie der Uristier und alle konservativen Nachteulen und Fledermäuse auf Jents Haupt herabzubeschwören. Und Jent stünde da und riebe die Hände, nicht aus Genugtuung. Und Disteli kolderte weiter und weiter, und die Eulen und Fledermäuse würden immer grösser und bekämen Zähne, bis es Vampire wären. Und Jent liesse es sich gefallen, denkend, auch der werde einmal ausgehont haben.

Da, plötzlich gäb's einen Abbruch. Die Bollaugen rollten aus dem Fenster auf die Strasse. Und wie Jent auch hinschaute, was sähe er dort? Den Pfarrer Bitzius daherkommen, in Schneeschuhen, einen Schirm in der Hand. O je, wäre alles, was Jent zu denken vermöchte.

«Wenn Ihr jetzt mit dem geschäftet, habe ich hier nichts mehr verloren», schrie Disteli und stürmte hinaus. Und stiesse unter der Türe um ein Haar mit dem Pfarrer zusammen. Wie der Feuerschlag aus einem Drachensmaul käme eine Weinfahne aus seinem Mund, wenn er bellte: «Du Schwarzfrack du, du Jesuitenfreund.»

Gotthelf aber träte ein und sagte: «Da ist mein ich eine ganze Welt aus dem Gleis», und später, bei einem Glas Roten, nachdem der Handel über den Druck von «Geld und Geist» unterschrieben, hätte Gotthelf Gelegenheit, seinem neuen Verleger die Geschichte von den zwei Buben auf dem Herbstmarkt in Solothurn zu erzählen, von denen der eine den andern ans Schienbein getreten, worauf der andere den einen einen roten Fuchs, der eine den andern einen Emmenfrosch gescholten habe.

Und auf dem Heimweg stattete der reformierte Pfarrer der Kirche der Kapuziner von Solothurn ein Besuchlein ab, weil er dort den grossen Kruzifixus wüsste, und vor ihm stehend murmelte er: «Den hast vergessen, Disteli, ob deiner Freiheit. Hast ihn doch gemalt und sollst ihn ja noch malen für die Oltner – und hast ihn vergessen? Gottlob er dich nicht.»

Blatt 5: Der Indikativ. Aus dem nicht erschienenen «Neuen Berner Kalender» auf das Jahr 1846.

Disteli war tot. Den 18. März vierundvierzig in Solothurn gestorben. Verarmt, verwahrlost, vergrämt, zerstritten. Zuletzt fast gar eine Karikatur und Vogelscheuche der Freiheit geworden.

Viele schnauften auf, auch solche, die ihn einst ganz gut hatten gebrauchen können. Es hatte mancher geerntet, was Distelis Ungestüm gesät hatte.

Man veranstaltete ihm einen pompösen Leichenzug von Solothurn nach Olten. Das schlechte Gewissen wird auch mitmarschiert sein.

Am Freitag, dem 22. März 1844, wurde Disteli auf dem Friedhof neben der Stadtkirche begraben.

In Lützelflüh vernahm es der andere Kalendermacher. Und setzte dem Konkurrenten ein Denkmal, viel schöner als der Stein im abgelegenen Kleinholz.

Für den «Neuen Berner Kalender» auf das Jahr 1846, welcher freilich ein Entwurf geblieben ist, schrieb Gotthelf unter «Kuriositäten im Jahre 1844» über Disteli:

«Im März starb der geniale Künstler, der ein so gutes Herz hatte, und dessen Herz doch so verbittert ward, dass er böse schien, der in furchtbarem Wahn, als sei sie Sklaverei, die Ordnung hasste und zur Strafe durch die Unordnung verzehret ward, der für die Freiheit schwärmte und wie der grösste Tyrann sich gebärdete, der die Kluft nicht sah, welche zwischen seinem Träumen und seinem Wesen war. Vetter Hammer und General Buser waren die Helden in der Tragödie seines Lebens, in welcher er selbst das Opfer war, welches die Nemesis sich auserkor. Hammer war ihm der Repräsentant dessen, was er hasste, Buser der der Freiheit, welche er liebte. Wir möchten weinen darüber, dass Distelis Auge seine Helden nicht mehr in höherem Gebiete fand. Doch sind sie alle drei jetzt uns entrückt, wir wollen hoffen, allen drei sei die Erde leicht.»

Denn wir glauben, allen dreien habe ein ehrlich Herz in der Brust geschlagen.»

Im Jahr nach Distelis Tod malte der Basler Sebastian Gutzwiller in der Stadtkirche von Olten das Jüngste Gericht über dem Hochaltar, das Disteli in freier Anlehnung an Peter von Cornelius entworfen hatte. Ein schönes Bild, jedoch durch Gutzwiller mehr Cornelius als Disteli. Es ist schon ein Jammer, dass es Disteli nicht mehr selber malen konnte.

Auf die Grabplatte unten links, die ein Auferstehender kräftig emporstemmt, schrieb der Basler: M. Disteli invenit, S. Gutzwiller pinxit 1845.